

Norbert Eisold

Eigensinnige Inseln

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „eigensinnige Inseln KÜNSTLER DER TESSENOW GARAGEN“ im Forum Gestaltung, Magdeburg, 20. 02. 2014

Als „eigensinnige Inseln“ werden im journalistischen Tagesgeschäft oft die Briten bezeichnet. Der Titel für diese Ausstellung aber ist einem Gedicht von Ezra Pound entnommen, einer der eigensinnigsten Dichter des 20. Jahrhunderts. Man kann den 1885 in Idaho (USA) geborenen Ezra Loomis Pound, jedenfalls in den 1940er-Jahren, als Parteigänger des italienischen Faschismus bezeichnen. Während des Krieges versuchte er dessen Ideologie vor allem durch Rundfunkansprachen zu unterstützen. Doch führte der literarische Anspruch seiner Reden die Zuhörer wohl vor allem in die Irre, zumindest die mit den großen Ohren. Seine Biografin und Übersetzerin Eva Hesse berichtet, aus Akten des FBI gehe hervor, dass die italienische Abwehr ihn für einen Doppelagenten hielt und in seinen Reden verschlüsselte Informationen vermutete. Als nach dem Krieg die Amerikaner des **inzwischen steckbrieflich als „Kriegsverbrecher“ Gesuchten habhaft** wurden, steckten sie ihn nach Verhören in einem Kriegsgefangenenlager bei Pisa für drei Wochen in einen von den Gitterkäfigen, die dort üblicherweise für zum Tode verurteilte Soldaten bereitstanden, drei Quadratmeter groß, Betonfußboden, ausgestattet mit einem Kübel und einer Wolldecke. Schon nach einer Woche erlitt Pound in dem eigens für ihn nochmals verstärkten Käfig einen psychischen Zusammenbruch, doch verlegte man ihn erst nach zwei weiteren Wochen auf eine Krankenstation. Im November flog man den Dichter schließlich von dort in die USA aus, wo ein Hochverratsprozess auf ihn wartete und viele den elektrischen Stuhl für ihn forderten. Doch kam es wegen der Geistesgestörtheit, die ihm die Ärzte attestierten, zu keinem Ende des Verfahrens, sondern zur Einlieferung in eine **„Anstalt für geistesgestörte Kriminelle“**. **13 Jahre** musste er in diesem und vergleichbaren Instituten verbringen, lebte dann aber die letzten Jahre seines Lebens wieder in Italien und wurde nach seinem Tod 1972 auf San Michele bestattet, der bekannten Friedhofsinsel in

der Lagune von Venedig. Noch heute kann man dort seinen schlichten Grabstein finden.

Das erwähnte Gedicht gilt der Reflexion der eigenen geistigen Situation nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und die „eigensinnigen Inseln“, an denen er darin „angelt“, sind seine großen literarischen Vorbilder, Gustave Flaubert zum Beispiel. Er begreift „Insel“ also als bildliche Metapher für künstlerische Existenz. In diesem Sinn will auch ich sie für diese Ausstellung begriffen wissen. Letztlich freilich, so muss hier eingefügt sein, führt jedes menschliche Individuum in gewissem Sinn ein insulares Dasein. Wenn wir uns „reif für die Insel“ meinen, fühlen wir uns sicher vorderhand nicht reif für die Kunst, sondern aufgebraucht, entleert, ausgepowert von als fremd empfundenen Ansprüchen. Es meldet sich in uns die berechnete existentielle Angst, dass das, was wir „Ich“ nennen, das „Eigene“ oder das „Selbst“, verloren gehen könnte. Der Sinn für das Eigene, der vielleicht der vielbeschworene siebente ist, droht uns zu entgleiten. In solchen Momenten ist gleichsam in der eigenen Physis spür- und begreifbar, dass Gemeinschaft nicht dadurch besteht, als Einzelne möglichst ohne Rest in ihr aufzugehen, denn daraus resultiert lediglich jene dunkle „Masse“, in der wir eben zu verschwinden fürchten. Eigensinn, in diesem Kontext begriffen, hat nichts mit Egoismus oder gar Egomanie zu tun. Das Eigene exponiert sich am Anderen, am Fremden, und beide sind einander lebendige Voraussetzung und dauerhafte Bedingung.

Eigensinnige Inseln – Künstler der Tessenow Garagen. Ricarda Hoop, 1981 in Parchim geboren, Sebastian Herzau 1980 im nahen Schönebeck, Marc Haselbach, dessen Familie eigentlich aus dem Ruhrgebiet stammt, wurde 1964 in Berlin geboren, Marco Antonio Gutiérrez Alfaro, der seit verganginem Jahr unter dem Pseudonym Kunstfiktion arbeitet, 1971 in Chile, Andrea Löhrke 1963 in Stuttgart, Christopher John Smith 1975 in Northallerton, Nord Yorkshire, England und, last but not least, Oliver Scharfbier, Neu-Magdeburger, der 1967 in Hamburg geboren wurde – allein der bio-geografische Hintergrund scheint mir beachtlich, der sich hier für eine begrenzte Zeit am Rande des Cracauer Angers fokussiert, die Menge an Geschichte, persönlicher Erfahrung. Hinzu kommt der an sich besondere

historische Ort, denn die heute als Künstler-Ateliers genutzten Garagen waren Teil eines seit 1936 für die deutsche Reichswehr erbauten Komplexes der Hindenburg-Kaserne, Architekt: Heinrich Tessenow, Schöpfer des berühmten Festspielhauses in Dresden-Hellerau, Lehrer **von Albert Speer, dem späteren „Architekten des Führers“** und Anfang der 1930er Jahre von vornehmlich nationalen Verbänden wegen seiner als wenig heroisch empfundenen Umgestaltung der von Friedrich Schinkel erbauten Neuen Wache in Berlin noch heftigst diffamiert. Man kann dort draußen also Jahrhundertgeschichte besichtigen und sich fragen, ob Tessenow in diesem Kasernenbau für die Nazis sein Ideal einer humanen Architektur verraten hat oder ob er sich seinen Eigensinn wenigstens bis zu einem gewissen Grad hat bewahren können?

In modifizierter, sich wandelnder Form ist diese Frage eine ständige Begleiterin jeder künstlerischen Produktion, auch der, die heute in den Tessenow-Garagen passiert. Der Künstler kann sich ihr – und das mag jetzt etwas pathetisch klingen – nur bei Strafe des eigenen Scheiterns entziehen, mag es nun öffentlich werden oder nicht. Der Rezipient macht sich hingegen, wenn er seinen eigenen Sinnen nicht mehr zu trauen wagt, früher oder später lediglich zum Narren. Das Werk, im glücklichen Fall klüger als sein Autor, verrät den Künstler, im Guten wie im Schlechten, doch in jedem Fall. Insofern ist die künstlerische Existenz exemplarisch, indem sie nur zu einem Ergebnis gelangen kann, wenn sie dem Eigenen, was auch immer es sein mag, traut, wenn es ihr gelingt, dieses exemplarisch Eigene einer außer und unabhängig von ihr existierenden Form lebendig einzuverwandeln. Das Faszinosum dieses Vorgangs resultiert zu einem wesentlichen Teil aus dem Irrtum, dieser Moment könne eine ganze Existenz dauerhaft erleuchten. Doch gerade im Laboratorium des Künstlers, in dem er als Stellvertreter, als Projektionssubjekt sozusagen, arbeitet, herrscht vor allem das Provisorium und ein den Tastsinn forderndes Dämmerlicht. Kein Artist steht den ganzen Tag auf dem Seil.

Trauminsel, Toteninsel, Insel, die den Schiffbrüchigen das Leben rettet und zugleich gefangen setzt. Punkt, auf dem eine Flucht endet, oder beginnt, Ort der Verbannung, der Erlösung. Es ist das Wasser, dass die Insel von der Landmasse entsetzt. Doch jede Insel, und sei sie

von noch so viel Wasser umspült und noch so weit entfernt von vermeintlich tragem Land steht auf dessen Füßen und auf dem gleichen Boden wie ihre Nachbarin.

Nachdem es zunächst so schien, als ließe sich kein allseits goutierter Titel für die geplante Ausstellung finden, habe ich lange nach Gemeinsamkeiten in den Arbeiten der sieben beteiligten Künstler gesucht, um ihn womöglich daraus zu entwickeln. In dieser Not landete **ich durch Zufall schließlich auf den „eigensinnigen Inseln“, von wo** aus eine Rückfrage mangels Funkverbindung nicht möglich war. Sollte doch jede für sich stehen! Merkwürdigerweise war es dieser Abbruch der Suchaktivitäten, der das Gesuchte plötzlich sichtbar machte. Es hatte ja die ganze Zeit, und im Grunde unübersehbar, vor **unseren Augen gestanden, in Gestalt der „Erinnerungsbilder“ von Andrea Lührke**, hergestellt mit einem fotografischen Verfahren, das heute keiner mehr kennt, aber gerade hier, in den Räumen dieser Schule, bis weit in die 1950er Jahre hinein praktiziert worden ist; in den akribischen zeichnerischen Reminiszenzen des Banalen von Ricarda Hoop, unter dessen Strichgefiedern das ungeheuerlich Lebendige zu schlafen scheint, in der knirschenden Melancholie des Recycling, den obskuren Erinnerungsgebilden, die Christopher John Smith re-kreiert; den schnoddrig revoluzzernden Verweigerungsgesten aus Neon und Schrott eines Oliver Scharfbier oder der in die Erde hinabfahrenden Siegesgöttin Nike von Marc Haselbach, seinem kleinen Stehenden, der die Welt im Stürzen sieht und dennoch stehen bleibt. Marco Alfaro tritt hinter seine eigene Person zurück und begreift sich als Werkzeug einer übergeordneten Kraft. Das im Bild eingefrorene Vorbeirauschen der Landschaft bei Sebastian Herzau. Er kann sie genau so wenig dingfest machen, wie die eigene Person, die er rasant durch wechselnde Rollen treibt. Ich lebe von der Erinnerung, sagte er mir gestern am Telefon. Und obwohl dieser Satz in einen völlig banalen Zusammenhang fiel, erschreckte er mich. Es ist, so scheint mir, die Melancholie eines als unabweisbar empfundenen Stillstands, rasend und ortlos, der in den Arbeiten dieser Künstler weht, nicht wütet. **„Die Stürme wüten nicht mehr.“ (Ewald von Kleist nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges)** Das lässt sie uns so nahe kommen und macht sie fast selbst-verständlich.

© Norbert Eisold